

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

7 (9.1.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 2

festesten Haut eines wilden Savians irgendwo in der Ferne hörte, ließ der gute Hirte seine ganze Herde eilig nach der Hürde, schloß sie in dem Gehege ein und hielt mit angespannter Aufmerksamkeit Wade.

## Für unsere Frauen.

### Die Frauen rechnen ab.

Näher und näher rückt der Tag der Abrechnung, der 12. Januar. Und die Frauen als die doppelt Interessierten wollen und dürfen nicht tatenlos seitwärts stehen, sondern sie müssen ihre ganze Persönlichkeit einsetzen, um den Wahltag zu einem glänzenden Siegestag der Sozialdemokratie gestalten zu helfen.

Vom Ausfall der Wahl hängt es ab, wie in den nächsten Jahren die Politik des Reiches gestaltet wird. Gar vieles ist es, das der grundsätzlichen Umgestaltung bedarf, und daneben gilt es, vorhandene Rechte gegen den Ansturm der Reaktion zu verteidigen, vorenthaltene Rechte zu erobern.

Die Zahl der Frauen, die klar erkennen, wie sehr ihr persönliches und ihr Klasseninteresse von allen Maßnahmen der Politik berührt und beeinflusst wird, und die deshalb nach politischer Betätigung dürsten, ist erfreulicherweise in den letzten Jahren stark gewachsen. Wie könnte es auch anders sein? Greift doch die Politik rauh und brutal in ihr Leben, um sie als Hausfrau und Mutter nicht weniger denn als Arbeiterin schwer zu treffen: Wenn die bürgerlichen Parteien gegenwärtig nicht zufrieden sind mit den gewaltigen Rüstungen zu Wasser und zu Lande, nach einer neuen großen Flottenvorlage, nach weiterer Verstärkung des Landheeres schreien, so weiß die Proletarin, daß eine solche Politik die nimmerschwindende Kriegsgefahr stark vermehrt. Sie weiß, daß der Ausbruch eines Krieges ihr und den Ihrigen schier unerträgliche Opfer zumuldet. Opfer nicht nur an Gut, sondern auch an Blut, an Menschenleben. Proletarierföhne sind es, deren Gebeine in den Sandwüsten Südwestafrikas bleichen oder in den Sümpfen Chinas modern. Und Proletarierföhne würden es wiederum in der Hauptsache sein, die mit ihrem Herzblut das Schlachtfeld im Falle eines Krieges düngen müßten.

Die Proletarin weiß aber weiter, daß die Politik der Rüstungen und Eroberungen ihr auch in Friedenszeiten immer unerträglicher werdende Lasten an indirekten Steuern und Zöllen aufbürdet, unter denen die minderbemittelte Bevölkerung fast zusammenbricht. Wird uns doch gegenwärtig bereits das Kilo Brot um 6-7 Pf. verteuert, das Kilo Fleisch um 35 Pf. infolge der agrarischen Zoll- und Grenzsteuern. Ferner sei erinnert, daß Butter und Margarine 20 Pf., Käse 15 Pf., Mehl 11 Pf. Zoll tragen, Petroleum 6 Pf. pro Liter, der Salzberg 1-2 Pf., Kaffee 60-90 Pf. pro Kilo, Tee 1 M. usw. usw. Dazu kommen die vielen indirekten Steuern, z. B. Salz trägt 12 Pf. indirekte Steuern pro Kilo, Zucker 14 Pf., das Paket Zündhölzer 15 Pf., Bier, Branntwein, Tabak und viel anderes mehr ist gleichfalls hoch besteuert.

Wenn die Proletarin als Finanzminister der Familie wieder und wieder überrechnen muß, wie sie Einnahmen und Ausgaben miteinander in Einklang bringen soll, wie es anfangen, hier zu knapsen und dort, um keine Schulden zu machen, dann wird ihr die Erkenntnis eingebracht: Die Zollpolitik ist es, die die arbeitenden und minderbemittelten Schichten geradezu ausraubt, ihre Lebensmittelhaltung herabdrückt, in der Folge ihrer Gesundheit schadet, Siechtum und Invalidität frühzeitig über sie hereinbrechen läßt. Ihre Erbitterung über diese Politik, die die Ihrigen zum Entbehren verdammt, während sie den Großgrundbesitzern und Großindustriellen die Taschen füllt, wird umso größer werden, wenn wohl gar noch ihre Lieben, ihre Kinder, hungern müssen. Wurde doch im Jahre 1908 durch eine Erhebung des Vereins für Volkswohlfahrt festgestellt, daß in den Städten mit 10 000 und mehr Einwohnern 22 000 Kinder im Sommer und 36 000 Kinder im Winter morgens nüchtern und ohne Frühstücksbrot in die Schule kommen, und 179 000 außerdem kein warmes Mittagessen hatten. Diese Zahlen enthalten eine furchtbare Anklage gegen unsere herrschenden Klassen, die sich prahlenhaft mit ihrem Reichtum brüsten, während vieltausend Kinder hungern müssen. Wie muß das Herz der Mutter bluten, das mit allumfassender Mutterliebe für ihre Kleinen schlägt, wenn sie nicht einmal den

Hunger von ihnen fernzuhalten vermag, weil ihre Arbeitskraft ausgebeutet wird und weil die Zollpolitik sie vollends aus-tüchert.

Wenn aber die Habensichte sich zusammenschließen, um im gewerkschaftlichen und politischen Kampfe sich zur Wehr zu setzen gegen diese doppelte Ausraubung, dann werden die organisierten Machtmittel des Staates: Polizei, Militär und die Justiz gegen sie mobil gemacht; dann sucht man in der Praxis und durch die Gesetzgebung ihnen Vereins- und Streikrecht zu rauben, ihnen das demokratische Wahlrecht als notwendige Waffe in diesem Kampfe vorzuenthalten. Wirtschaftliche und politische Ausbeutung gehen überall Hand in Hand mit sozialer und politischer Entrechtung. Dagegen gilt es den Kampf. Und können die Proletarierinnen auch nicht mit der Waffe des Wahlrechts an diesem Kampfe teilnehmen, können sie nicht wählen, so können sie doch Wählerwerbem. Sie können durch ihre lebhaften Agitations- und Werbearbeit dem Kampf neue, frische Impulse geben, und das sollen und wollen sie.

**Gegen Ausbeutung und Entrechtung! Für Freiheit und Brot!**

Das sei die Parole, unter der die Proletarierinnen sich am Wahltage beteiligen und so dazu beitragen, daß er zu einem glänzenden Bekenntnis der proletarischen Männer und Frauen zum Sozialismus werde!

## Kleine Nachrichten.

**Weibliche Polizeibeamte in Norwegen.** In Norwegen, wo die Frauenbewegung sehr stark entwickelt ist, wo die Frauen in Staat und Gemeinden wahlberechtigt sind, kommt man auch mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß die Tätigkeit der Frauen in gewissen Beamtenstellungen und namentlich auch im Polizeidienst, von großem Werte ist und die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht macht, bestätigen das immer von neuem. In der Stadt Kristiansand, an der Südküste Norwegens, wurde vor ungefähr anderthalb Jahren zum erstenmale eine Frau im Polizeidienst angestellt und jetzt haben die Stadtverordneten und die Polizeikammer beschlossen, daß sie auch Uniform tragen soll. Jackett und Rock samt Mütze aus blauem Tuch, besetzt mit den üblichen Abzeichen und den blauen Wappentypen der Polizei. Bei der Regelung dieser Angelegenheit äußerte der der Polizeimeister von Kristiansand über die Tätigkeit der Beamtin:

„Es zeigte sich schon bald nach Fräulein Henrißens Dienstantritt, daß es bei der Polizei verschiedene Dinge gibt, die eine Frau mehr zufriedenstellend zu ordnen vermag als ein Mann. Wenigstens gilt dies für die Befassung der Polizei mit weiblichen Vagabunden und mit verwahrlosten Kindern. In dieser Hinsicht wird nun vieles getan, das nur mit weiblicher Hilfe ausgeführt werden kann. Es sind z. B. nicht wenige junge Mädchen, die einen ausschweifenden Lebenswandel führten und sich nun mit Hilfe der Polizeifrau freiwillig in ein Rettungshaus oder auf andere zweckmäßige Weise unterbringen ließen. Es zeigt sich auch mehr und mehr, daß viel Arbeit für die Polizeifrau vorhanden ist.“

**Die schlafende Jungfrau.** Seit einigen Jahren wurde die 16 Jahre alte Tochter eines in Altona wohnenden Ehepaars vermißt. Es wurde angenommen, daß ein Verbrechen oder ein Unglücksfall vorlag, doch verliefen alle Nachforschungen nach dem Mädchen erfolglos. Freitag ging laut „N. O. Z.“ der Vater des Mädchens über den Dom (Weihnachtsmesse); er dachte, daß er vielleicht sein Kind dort finden könnte. Als er bei einer Wache vorbeiging, hörte er den Kommandeur aufrufen, daß in der Wache die größten Attraktionen des Jahrhunderts gezeigt würden. Um dem Publikum den Begriff der Serlichkeit zu geben, die in der Wache gezeigt wurden, verwies der Ausrufer auf die „schlafende Jungfrau“, die vor der Wache „frei in der Luft schweben“, anscheinend den Schlaf des Gerechten schlief. Die Jungfrau war verhüllt, um aber auch den Zuschauern zu zeigen, daß die Jungfrau „wirklich“ schlief, zog der Kommandeur das verhüllende Tuch fort und der Vater aus Altona sah seine vermißte Tochter als „schlafende Jungfrau“. Schnell eilte der Mann zur Polizei, diese erweckte mit großer Geschwindigkeit das Mädchen wieder zum Leben und übergab es dem Vater. Das Mädchen sagte aus, daß ein Bekannter ihm bei gutem Gehalt den Posten als „schlafende Jungfrau“ befohlen habe.

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 2.

Karlsruhe, Dienstag den 9. Januar 1912.

32. Jahrgang.

### Inhalt der Nr. 2:

Wir kommen. — Williwott und Widuwitt. — Die hoffende Jungfrau. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

## Wir kommen.

Von Ludwig Lessen.

(Entnommen der Gedichtsammlung „Aus Tag und Tiefe“, Verlag der Buchhandlung „Vorwärts“ in Berlin.)

Fest, unaufhaltsam in Schritt und Tritt  
Marchieren unsre Kolonnen.

Ein jeder, der Qualen und Schmerzen litt,  
zieht mit uns den Weg zur Sonne!

Und jeder weiß, daß er doppelt erhält,  
Was ihm gierige Hände genommen!

Still! Räuten nicht Gloden über der Welt?  
Wir kommen!

Was immer an Haß und an Lügen lebt,  
Sie schleudern's mit Gift und mit Weiser

Uns in den Weg. Doch keiner bebt:  
Uns leitet ein heiliger Eifer!

Und führt der Weg auch durch Dunkel und Nacht,  
Biel Sterne sind blühend erklommen,

Die leuchten, bis unser Tag erwacht!  
Wir kommen!

Wenn ihr die Fesseln auch zehnfach vermehrt,  
Einst werden sie von uns gleiten!

Und wenn ihr den Weg zur Sonne uns wehrt,  
Wir werden ihn dennoch schreiten!

Ist rauh auch der Pfad und steinig und steil,  
Nur Mut! Er wird doch erklommen!

Wir bringen die Freiheit, das Glück und das Heil!  
Wir kommen!

Sie möchten den Glauben, der in uns loht,  
Den freien Gedanken ertönen;

Wir aber sehen in Nacht und in Not  
Schon den Himmel der Zukunft sich röten!

Wohl wählen wir Bogen um Bug und Bord  
Unsers Schiffs. Doch im Nebel beschwommen

Steigt fern unser Land. . . Und es jubelt das Wort:  
Wir kommen!

Williwott und Widuwitt.

Alle Leute in der Stadt freuten sich, wenn es hieß, die Schweden kämen in diesem Winter wieder. Es ging so etwas Feierliches und Reines von der Mutter mit den sechs Söhnen und der einzigen Tochter aus. Wenn sie, alle hochgewachsen mit hellen Haaren vom roten Gold bis zur blauen Farbe des Glases mit geschulterten Stk oder mit Schlittschuhen durch die Straßen gingen, so grüßte alles, nicht untergeben und be-dientenhaft, sondern mit jener frohen Achtung, hinter der ein großes Stück Liebe hervorschaut. Und wenn sie vorüber waren, dann erzählte wohl der oder jener Bürger beim „Bieri“ den Jungen die Geschichte, wie der Martin Weba als junger Mensch mit seinem Technikeregenen in der Tasche nach Schweden zog und nach zehn Jahren mit der Tochter des großen Bergwerkbefizers als Frau zurückkam; ja in dessen Diensten er gestanden war, und wie er als schwerreicher Mann mit vierzig Jahren während eines Besuchs im Heimatstädtli starb, eine Witwe mit sechs Wuden hinterlassend. Denn das Mädchen, welches im Alter gerade zwischen dem zweit- und drittältesten Anaben stand, war keine Tochter, sondern eine adoptierte Nichte, weil die Mutter doch etwas Hilfe im Kampf mit dem halben Dutzend Jungen nötig hatte. Sie trugen alle sehr merkwürdige Namen, die jungen, hellen Wurschen. Wenn einer von den Schwarz-wälderwäuden die Namen genau auswendig konnte, wie Gunnar,

Fritsch usw. und wußte, welcher Name zu jedem der Sechs gehörte, dann stand er schon in einem gewissen Respekt. Aber die zwei seltsamsten Namen wußten sie gar nicht. Den Zweit-ältesten nannte die Mutter nur Williwott und die Tochter hieß Widuwitt.

Es gab Leute in der Schwarzwälderstadt, welche wieder an die Existenz von Engeln glaubten, wenn sie „das Mädli“ — einen andern Namen wußten sie nicht — mit ihrem leichten frohen Schritt, ihrem nicht gerade schönen aber strahlenden Gesicht, dessen Güte wie durch einen verborgenen Schmerz etwas leicht wehmütiges hatte und ihrer Last von Flachszöpfen ihre Besorgungen in den kleinen Kaufläden machen sah. Sie war selten allein. Fast immer begleitete sie Williwott, der einzige der sechs Brüder, der nicht schlank, sondern unterseht war, hatte den Kopf voll goldroter Locken, die sich über der Stirn eigenförmig kräuselten, wie man das oft bei jungen Stieren sieht. Er war es, welcher der Mutter am meisten Sorgen machte; und sie sagte es ihm oft genug. Und der Schwester, die unter den sechs Brüdern schon einen genügend schweren Stand hatte, machte er nicht weniger Kummer; aber sie sagte es nie. Sie hielt die „Wande“, wie sie sie nannte, auf eine merkwürdige Art im Zaum. Sie gab überall nach, wirklich oder scheinbar, und wußte, daß es bei allem immer nur darauf ankam, wer es am längsten aushielt. Es war selten, daß sie auf die Dauer Gebuld um Gebuld, Güte um Güte, und Liebe um Liebe schesselweis den nimmerfatten Brüdern hingab, ohne daß nach einiger Zeit nicht einer nach dem andern zur Bestimmung gekommen wäre und sich geschämt hätte. Die Wuden und Widuwitt redeten alle vom Vater her, der in seinen besten Stunden immer schwarzwälderisch sprach, so gut alemanisch, daß sie ihre Streitigkeiten und Fesseln am liebsten in dieser Sprache aus-fochten. Wenn das „Wie du witt“, alle lodernen Feuer dämpfend, sanft aber bestimmt, aus der Schwester Mund kam, dann hatte sie gleich alle andern Brüder gegen die Wider-spenstigen auf ihrer Seite. Sie handhabte die drei Wärdchen wie einen kleinen Zauberstab und vollbrachte damit auch das Unerwartete. Nur bei Williwott gelang es selten.

„Will i wott“ — das war des Vaters eigenmächtiger Streiktrauf schon auf der Wälderstraße gewesen, dann auf dem Technikum, später im schwedischen Kupferbergwerk und selbst als er, der Leiter des Niesenernehmens es mit einem wider-spenstigen Konkurrenten oder mit Gegnern im Schacht zu tun hatte, stampfte er inmitten seiner schwedischen Verwünschungen mit dem rechten Fuß auf den Boden, und dann kam das für alle, die ihn kannten immer entscheidende „Will i wott!“ Darunter hatte seine Frau oft genug zu leiden gehabt und sie dachte nicht daran, daß nach des Vaters Tod ihr im Zweitältesten ein Erbe dieses Wortes, vor dem sie oft zitterte, erstehen würde.

Die Ärzte meinten, Williwott habe ein Herzleiden, wie auch der verstarbene Vater und seine Wutanfälle kämen nur von diesem Uebel. Aber Widuwitt, die ihn mehr liebte, als alle andern fünf Brüder zusammen, glaubte nicht daran. Sie sah wohl, wie der nun achtzehnjährige Student der Bergakademie in Kopenhagen sich in ein System beramnt hatte, dessen rüd-sichtsloses Motto lautete: Die Kraft und die Macht über alles! — Da half kein Reden. Er mußte einmal irgend etwas erleben, was ihn mit der eigenen Waffe mittelstlos zu Boden schlug.

Das stand aber viel näher bevor, als Widuwitt es ahnte. Eines Tages, als über flimmerndem Neuschnee die Sonne aufging, erschien Williwott mit jener etwas prahlerischen Eile, die Widuwitt, die geduldig und schlicht ihre innersten Regungen Verbergende, so unangenehm an ihm empfand, im Zimmer: „Anziehen! Mitgehen! Auf den Silberberg!“ — Er sprach immer nur in Schlachtkommandos, wie Napoleon I. Die Schwester überlegte sich ruhig, wie sie mit ihren häuslichen Pflichten zurecht käme und dann antwortete sie mit dem kleinen Wörtchen, dem Williwott immer unterlag, weil er sich als Sieger fühlen durfte — „Wie du witt“ sagte sie.

Sie gingen. Es lag ein Pulverschnee, wie sie ihn seit langer Zeit nicht mehr genossen hatten. Williwott war sehr guter Dinae und die Schwester mußte über seine Kraftentfaltung

Späße mehr als einmal herzlich lachen. Das tat sie nur draußen im Wald und Feld. Zuhause war ihr Lachen immer gedämpft durch eine freundliche Rücksicht mit dem oft forcierten Humor des wilden Bruders und durch eine freundliche Zurückhaltung, als ob es eigentlich Sünde wäre die Gemütslichkeit und Heiligkeit eines Hauses durch übermäßiges Lachen zu stören. Das war gar nichts Gemachtes und Freudenfeindliches bei ihr, sondern der natürliche Ausfluß ihres eigentümlichen Wesens, der sich wie eine beruhigende Wärme und stille Güte im ganzen Hause verbreitete.

Aber bald wird Williwott wieder ins alte Fahrwasser geraten. Er fühlte sich jedem Menschen gegenüber als Trainierer, als Erzieher zur Kraft. So fing er denn an zu rennen und freute sich, als Wieduwitt nicht mehr gut nachkam. Drei Stunden lang machte sie, ohne große Heberanstrengung, aber immerhin mit mehr als gewöhnlichem Kraftverbrauch, die Hebe mit bis auf die Kuppe des Bergs, der in einem steilen Abhang ins Tal abfiel. Williwott erwartete sie wie ein Feldherr sein Heer, und fragte nur kurz, nachdem die Schwester sich am Rand des Hanges ein wenig ausgeruht hatte: „Da hinunter?“ Sie meinte, es sei wohl ein bißchen steil. Aber als das Lächeln des schönen Mann mit den geschwungenen Lippenrändern spielte, da sagte sie wieder nur ihr süßes: „Wie du wilt“. Diesmal bewunderte er sie. Donnerwetter, was war sie für ein mutiges Mädchen, und tat gar nicht so! Aber so etwas darf man die Menschen nicht merken lassen — fuhr es ihm rasch durch den Kopf, und schon kausete er, in raschen Schwingen die Fahrt unterbrechend und die Schnelligkeit vermindern, den steilen Hang hinab. Schloße hand sich an Schleife und er war so entzündet von der Art, wie er diese schwierige und verrufene halbe Spielend nahm, daß er gar nicht merkte, wie Wieduwitt auf schmerzigen Harsch geriet, einbrach und länger liegen blieb, als es nötig ist, wenn man sich nach einem Sturz nur zum Aufstehen sammeln will. Schließlich erhob sie sich doch und kam auch sicher, nur totenblau, unten bei Williwott an. Er bemerkte die Blässe in ihrem Gesicht, und meinte nicht gerade höflich, aber doch leicht schulmeisterlich: „Ja, ja Williwott die Angst!“ Sie sei nur etwas müde, antwortete sie, und dann ließen sie hinter einander die Talsöhle hinablaufen wie der Wind. Wieduwitt schloß manchmal leise vor sich hin und fuhr, wo es nur irgendwie ging, fast nur auf einem Brett den rechten, während sie den linken Fuß, leicht gehoben, schleifte. Einmal mußte sie sich doch setzen, weil sie vor Schmerzen fast ohnmächtig war. Aber sie spürte wohl, daß sie nicht mehr nach Hause kommen würde, wenn sie nicht weiter fuhr. „Na Bögelchen, die Courage verlieren?“ kramierte Williwott zurück. „Willst du nicht dich etwas spüren?“ — Er hörte das leise Wie du wilt fast kaum. Endlich waren sie zu Hause. Wieduwitt sagte, sie müsse sich sicher eine Sehne gerert haben. Als sie in den Hausgang trat, fiel sie leblos um, wie ein Stück Holz. Man trug sie hinauf. Der Arzt wurde gerufen und während dieser ihren Fuß untersuchte, hörte Williwott, dessen Zimmer daneben lag, den Doktor sagen: „Aber Fräulein, wie sind Sie denn noch die zwei Stunden bis hierher gekommen? Mit einem gebrochenen Fuß? Und noch mit einem gesplitterten Bruch?“ Sie antwortete nicht, legte nur den Finger auf den Mund und deutete warnend aufs Zimmer nebenan.

Dort schüttelte es aber einen zur Vernunft Gekommenen in unterdrücktem Schluchzen. Von dem Tag an wurde es mit Williwotts Wutanfällen und seiner Herzkrankheit besser, immer besser.

Sie war Siegerin geblieben mit ihrem kleinen stillen: Wie du wilt!

## Die hopsende Zunge.

Von einem ehemaligen Parlamentsberichterstatter des österreichischen Abgeordnetenhauses, Herr Aug. Angenetter, ist im Verlag Braumüller (Wien) ein lustiges Büchlein erschienen, eine Sammlung von Redebildern, denen es zu danken war, wenn die Monotonie langwieriger Reden durch heitere Augenblicke unterbrochen wurde. Wir lassen hier einige Stichproben aus dieser Sammlung nach einer Auswahl des Extrablattes folgen.

Das ist ein Rudaksei, das der zweischwänige Löwe hinterwärts ins deutsche Nest gelegt hat.

Es ging ein Kamel im Syrerland, führt einen Mann am Halfterband! So, meine sehr geehrten Herren, kommt mir das Abgeordnetenhause im Verhältnis zum Ministerpräsidenten vor.

Wir müssen unser Hauptaugenmerk darauf richten, die Kassenbestände fruchtbringend zu vergeuden.

Dieses Vorgehen erinnert mich an das Bild einer Schlange, die sich selbst auffrisst, sodas nur ihr Schwanz übrig bleibt.

Auch ich war einst ein Lehrjunge, der von seinem Lehrmeister und den Gesellen bis zur totalen Verblödung geschlagen wurde.

Der jetzige Kultus- und Unterrichtsminister ist ein Mann, dessen linke Hand nie weiß, was die rechte sagt.

Ich kann nicht länger schweigen, ohne einige Worte zu sagen.

Der Herr Vorredner wollte durch seine von Gift und Galle diffidierten Ausführungen mich verwunden, währenddem hat er sich selbst sehr schmerzhaft auf den Schwanz getreten.

Ueber diesen Fall sage ich mit dem berühmten Sokrates: „Zwar weiß ich nichts, doch möchte ich alles wissen.“

Auf dem Lande nehmen die Steuerinspektoren der Bauern das letzte zerrissene Hemd aus dem Mund.

Zentnerschwer lastet auf unsere Presse das Auge des Gesehes.

Ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft ist die Aufzucht des Viehs, dem auch ich die Ehre anzugehören habe.

Was nißt das Fletschen der Zähne, wenn man dieselbe verloren hat.

Der Herr Vorredner möge sich gewissenhaft bei seiner Nase nehmen, dann wird er erkennen, wo seines Achillesferse sitzt.

Meine Herren! Wenn wir das Vieh schützen, dann schützen wir auch uns.

Das Geld ist flöten gegangen, die Millionen sind verschwunden; dann haben wir Schulden gemacht und die sind auch verschwunden.

Rein Loch ist zu groß, durch das das goldene Kalb nicht lächelnd hindurchkriechen könnte.

Ich erinnere mich noch sehr genau daran, daß zur Zeit der Geburt meines Vaters die Verhältnisse in dieser Hinsicht ganz anders waren.

Vieles auf dem Lande ist Zwang, nur die Produktion von Kindern ist kein Zwang. Die steigt stetig.

Der Gebirgsbauer ist nun einmal so mit dem Rindvieh verwachsen, daß er mit demselben lebt oder zugrunde geht.

Ich will nun mit kurzen Worten des Längeren und breiteren ausführen, wie sich die Sache eigentlich verhält.

Diese Kommen hatten neben der Krankenpflege noch eine Wirtshoff, Kühe, Schweine und anderes Geflügel.

Wäre Kolumbus nicht nach Amerika gefahren, so hätte er es trotz seines Eies nicht entdecken können.

Die vergiftete Presse hat es verschuldet, daß schon dem Kind im Mutterleibe jeder Moralbegriff fremd ist. Daher die vielen Kindesabtreibungen.

Gohes Haus! Die Vermehrung der Bevölkerung auf dem flachen Lande vollzieht sich auf eine ganz natürliche Weise. Ich werde Ihnen gleich zeigen wie.

## Aus allen Gebieten.

**Kulturhistorisch.**  
Ein Freilichtmuseum „Das deutsche Dorf“. Ein nachahmenswertes Unternehmen eigenartigen Charakters wird, der „Kunstwelt“ zufolge, in der alten Habelstadt Brandenburg geplant. Das Stadtparlament hat beschlossen, dreißig Morgen Wald- und Wiegelgelände am Gördensee für ein Freilichtmuseum herzugeben. Dieses soll den Namen „Das deutsche Dorf“ führen und die Entwicklung des deutschen Bauerntums und die alten dörflichen Baustile aller Stämme und Gauen unseres Vaterlandes in ihren Haupttypen darstellen. In malerischer Schönheit und Lebenswahrheit sollen im „Deutschen Dorf“ Bilder vergangener Kulturperioden entrollt werden. Wie die Umgebung eines jeden Gebäudes der Eigenart seiner Zeit angepaßt werden soll, so wird man auch im Innern die jeweiligen typischen Einrichtungen, Trachten, Schmuck, sowie allen Hausrat und die Erscheinungen der Volkstaufe finden. Der preußische Forstfiskus hatte seinerzeit der Errichtung des „Deutschen Dorfes“ im Grunewald durch zu hohe Forderungen Schwierigkeiten bereitet.

**Theater und Musik.**  
Strindberg auf dem Kino. In Stockholm sollen demnächst August Strindbergs naturalistische Dramen „Fräulein Julie“ und „Der Vater“ im Biographen-Theater zur Aufführung gelangen. Der Dichter zeigt selbst großes Interesse für das Experiment und hat sogar die Absicht, ein ausschließlich für das Kino bestimmtes Stück zu schreiben.

**Naturwissenschaft.**  
Der Durst in der Wüste. Im Verlaufe der interessanten Vorlesung, die der Direktor des Botanischen Laboratoriums des Carnegie-Instituts in Washington, Professor MacDougal, in diesen Tagen vor den Mitgliedern der „Londoner königlichen Geographischen Gesellschaft“ über die Nordamerikanischen Wüsten hielt, erwähnte der Gelehrte, daß dort zahlreiche Vögel und Säugetiere existieren, die monatelang ohne Wasser auskommen, für das sie in dem Saft der ihre Nahrung bildenden Kakteen ausreichenden Ersatz finden. So traf er Hochwild und Schweine in Gegenden, die von der nächsten Wasserstelle 30 bis 40 Meilen entfernt lebten. Menschen und Pferde gehören nach den Ausführungen des Redners indessen zu den Geschöpfen, die am wenigsten geeignet sind, den in der Wüste unvermeidlichen Durst zu ertragen. Braucht doch der Fußwanderer in der Wüste nicht weniger als rund acht Liter Wasser pro Tag, and die Entziehung des Wassers löst bei ihm schon nach 24 Stunden die verhängnisvollsten Folgeerscheinungen aus. Unser Pferd braucht gar die enorme Menge von 70 bis 180 Litern Wasser am Tage, während die kleinen halbwilden Pferde des Südwestens zwei bis drei Tage das Wasser entbehren können. Man hat deshalb auch schon vor 50 Jahren, gleichzeitig mit Australien, den Versuch gemacht, das Kamel in die amerikanische Wüste einzuführen. Im Gegensatz zu Australien, wo sich das Kamel so außerordentlich bewährt hat, erlebte man hier einen totalen Mißerfolg. Heute hat man, wie Professor MacDougal erwähnt, indessen im Automobil einen Ersatz gefunden, der das Kamel für die Wüstenreise entbehrlich macht.

## Allerlei.

Die Glaserreklame. Die neueste Vermehrung geschäftlicher Propaganda bildet die „Glaserreklame“ im Parlett. Bei einer jüngst im Stockholmer Oskartheater stattgefundenen Premiere fielen dem eleganten Publikum, das das Haus füllte zwölf

Herren in roten Fräcken auf, die nebeneinander in der ersten Parquette saßen. Machte schon allein diese Tracht einen seltsamen Eindruck, so war es noch merkwürdiger, daß alle zwölf glänzende Glaser besaßen, und daß sich inmitten jeder Glase ein großer Buchstabe zeigte. Die Besucher des ersten Rangens und der Logen hatten nach einigem Buchstabieren alsbald heraus, daß die zwölf Buchstaben die Firma einer bekannten französischen Liliefabrik wiedergaben. Man tat zwar zunächst darüber ein wenig entrüstet, und einige besonders „korrekte“ Herren verlangten von den Logenbesitzern die Entfernung der Reklame. Schließlich aber tat man das einzig Richtige, was man tun konnte: man lachte. Nach Schluß der Vorstellung wurde den Reklameleuten von der Direktion allerdings bedeutet, sie möchten sich künftig in solchem Aufzuge nicht mehr im Theater sehen lassen, da man sonst diese unerbetene und unbezahlte Reklame — kurzerhand beseitigen würde.

**Das Geheimnis des chinesischen Redakteurs.** Der mächtige Aufschwung des chinesischen Nationalgefühls, der infolge der Revolution in China sich überall wo Söhne des himmlischen Reiches wohnen, bemerkbar macht, hat in New York zur Gründung zweier chinesischer Zeitungen geführt. Schon war ein drittes chinesisches Blatt im Entstehen, als nach dem „N. C.“ einer der größten New Yorker Zeitungsmagnaten einen genialen Gedanken hatte: Er engagierte nämlich den Leiter der werdenden Zeitung, räumte ihm in seinem Blatt täglich 3 Spalten für Mitteilungen in chinesischer Sprache ein und ließ sich, als ihm dieser Vertrag gelungen war, schmunzelnd die Hände, weil er einen Meisterreich gemacht zu haben glaubte. Allein, nur wenige Tage später war der chinesische Redakteur über alle Berge, und seine chinesische Spalte erschien mehr in dem englischen Blatt. Was war geschehen? Der Kopfräger hatte seine redaktionelle Tätigkeit mit folgender Mitteilung eröffnet: die die erste der ihm eingeräumten Spalten einleitete: „Diese Zeitung wird von niederträchtigen Christenhanden gedruckt und gehört einem christlichen Teufel. Sie verdient nicht einmal, daß anständige Chinesen sie ansäuden. Wenn ein chinesischer Landsmann zu wissen wünscht, was unser berühmter Sun-Yat Sen macht, dann abonniere er auf die beiden hier von Chinesen gedruckten und verkauften Blätter Ball Street Nr. 27, 29 und 31. Das war das Geheimnis des chinesischen Redakteurs, über dessen Streich gegenwärtig ganz New York lacht.“

**Paviane als Kellner und Hirten.** In den „Antonventionellen Erinnerungen“, die W. S. Sully in der englischen Zeitschrift The State aus Südafrika veröffentlicht, gibt er einige merkwürdige Beispiele von der hohen Intelligenz des Pavians: „Der südafrikanische Pavian besitzt Verstand in einem hohen Maße und eignet sich sehr wohl dazu, für den Diensten des Menschen gezähmt zu werden. Die Eingeborenen erzählen, die Pabianer sprächen untereinander, wenn aber Menschen es hören könnten, schwiegen sie ganz still aus Furcht, gefangen genommen und zur Arbeit angehalten zu werden. Mir sind zwei völlig authentische Fälle bekannt, in denen Paviane zu reinen Haustieren wurden. Der eine befand sich zu Nienhage, wo ein Weichensteller durch einen Unglücksfall beide Weim verloren hatte. Dieser Mann hatte einen gezähmten Pavian, der ihn jeden Morgen auf einem Karren zu seiner Arbeitsstätte zog und dort nach seinen Anweisungen die Weichen stellte. Er verrichtete diese Handlungen viele Jahre mit größter Genauigkeit. Abend brachte sein Herr den Pavian ins Gasthaus, wo er als Kellner tätig war. Er reichte unter den Gästen die gefüllten Gläser herum. Dabei hatte er folgende Gewohnheit: er bekam die gefüllten Gläser auf einem Tablett und zugleich wurde auch ein Glas für ihn selbst daraufgestellt. Regelmäßig setzte er vor dem Gastzimmer das Tablett ab und trank erst das für ihn bestimmte Glas aus; dann erst ging er von Gast zu Gast, um ihnen ihren Trank zu reichen. Wollte einer sich vorher selbst bedienen, so geriet der sonst so höfliche Kellner in die größte Wut und verwehete das auf entschiedene Weise. Das andere Beispiel eines völlig gezähmten Pavians war ein junges Tier auf der Farm eines Mr. Rogers in Cathart-Gebiet. Das Tier wurde zum Hirten abgerichtet und erfüllt seine Pflichten vortrefflich. Eine Eigenschaft dieses Pavians war seine außerordentliche Liebe, die er für alle seiner Obhut anvertrauten Tiere hegte. Er war sich völlig selbst überlassen, erhielt die täglichen Futtermengen auch für die andern Tiere und schloß zusammen mit seiner Herde, die er auch nicht einen Augenblick aus den Augen ließ. Der einzige Fehler dieses Affen war, daß er seine Sorgfalt übertrieb. Wenn er nur der